

Wie es die Bauernlobby schafft, dass wir Schweizer glauben, Milch sei unser Lebenselixier
VON SARAH JÄGGI

Ein teurerer Schluck



Zuerst wird sie im Internet beschimpft. Einer wünscht ihr, sie möge an ihrem Tofu ersticken; dann kommen die Angriffe auch per Mail, Post und am Telefon. Ein anonymes Anrufer reißt sie mitten in der Nacht aus dem Schlaf und bestellt 50 Kilo Fleisch. Eine Frau ruft öffentlich dazu auf, die Spielgruppenleiterin zu entlassen oder wenigstens ein Disziplinarverfahren gegen sie zu eröffnen. »Was S. Hirt treibt, ist höchst verwerflich!«

Was ist passiert? Sabina Hirt, 30, hat sich vor einem halben Jahr einen Traum erfüllt. Sie hat ihren Job bei einer Versicherung aufgegeben, sich selbstständig gemacht und in Meisterschwanden, einem beschaulichen 2940-Seelen-Dorf am Hallwilersee, eine Waldspielgruppe gegründet. Jeden Mittwochmorgen kommen seither Kinder zwischen zwei und fünf Jahren in den Waldhünd Fuchstreff. Manchmal sind es nur drei, manchmal ein paar mehr. Zweieinhalb Stunden lang erkunden sie die Natur, bauen Hütten, machen Feuer – und essen ein Znüni. Und zwar ein veganes. Statt Milchdrink und Cervelat trägt Sabina Hirt Äpfel und Rüebli in die Lichtung im Flurenwald und sucht mit den Knirschen nach Essbarem: Buchnüssen und Brennnesseln, wildem Spargel, Spitzwegerich oder Beeren.

Seit die *Aargauer Zeitung* im Januar über die »erste vegane Spielgruppe von Meisterschwanden« berichtet hat und diverse Medien die Geschichte weiter erzählt haben, muss Sabina Hirt bössartige Attacken und sexistische Witze über sich ergehen und sich als Fanatikerin beschimpfen lassen, die die Gesundheit von Schweizer Kindern aufs Spiel setze, weil sie ihnen einmal in der Woche eine tierfreie Zwischenmahlzeit zumutet. »Ich war schon etwas überrascht«, sagt Hirt, »wie extrem die Reaktionen waren.«

Der große Lärm um die vielleicht kleinste Spielgruppe der Schweiz zeigt: Die Schweiz ist noch immer ein Bauernstaat – und vor allem: ein Milchland.

Im Jahr 2017 veröffentlichte der Bundesrat seinen Bericht »Perspektiven der Milchwirtschaft«. Er sinniert darin über die Möglichkeiten, wie die Bevölkerung dazu gebracht werden könnte, mehr Milch zu trinken, und umschreibt dies als »Vision für das Milchland Schweiz«. Als ob die milchbasierte Volksernährung oberste Staatsaufgabe wäre. Und wenn die Regierung dabei zur Kenntnis nimmt, dass die Menschen immer häufiger Lust auf pflanzliche Milchalternativen aus Soja, Reis, Hafer, Quinoa oder Mandeln haben, konstatiert sie zwar, dass diese pflanzlichen Substitute nicht nur kalorienärmer sind, sondern auch eine »vielfach bessere« Ökobilanz gegenüber den tierischen Produkten aufweisen. Doch sie sieht darin keine Chance, sondern: ein Problem.

Dabei ist die Furcht umsonst. Denn der Milchverbrauch ist seit bald zehn Jahren konstant und liegt bei weltrekordverdächtigen 250 Kilogramm Vollmilchäquivalent pro Person. Das ist die Menge, die sich ergibt, wenn man jeden Milchshake, jedes Käsestück, jeden Quarkbecher und jedes Joghurt, alle Milchprodukte, die die Schweizerinnen und Schweizer pro Jahr essen, auf die Vollmilch herunterrechnet, aus der sie einst hervorgegangen sind.

Das ist unglaublich viel. Aber doch zu wenig für die mächtige Milchlobby.

Im Bundesrat sorgen sich drei Bauernöhne, von denen einer beim Agrosien Fenaco Karriere

gemacht hat, um das Wohl der Landwirtschaft. Dazu kommen 33 National- und Ständeräte, die dem Agrarsektor nahe stehen.

Gemeinsam mit einem Heer von Lobbyisten pflegen sie einen Wirtschaftszweig, der, lässt man seine Identitätsstiftende Bedeutung einmal beiseite, als marginal bezeichnet werden müsste. Auf den rund 50.000 Höfen wurden 2015 gerade mal 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts der Schweiz erwirtschaftet.

Wie erfolgreich die vermeintliche Bauernlobby ist, lässt sich an den Subventionen ablesen, die ins Milchland Schweiz fließen: Fast eine Milliarde Franken an Direktzahlungen wurde im vergangenen Jahr auf die 14.758 Milchhöfe verteilt, also 64.683 Franken pro Betrieb. Das ist mehr als im letzten, vorletzten und vorvorletzten Jahr. Hinzu kommen weitere Beiträge, etwa wenn ein Betrieb am RAUS-Programm teilnimmt und die Kühe regelmäßig auf die Weide dürfen. Wer sein Vieh nicht anbindet, erhält weiteres Geld für »besonders tierfreundliche Stallhaltung«.

Gemäß Bundesratsbericht haben die staatlichen Beiträge für einen durchschnittlichen Milchhof zwischen 2000 und 2015 um 60 Prozent zugenommen. Auf den Liter Milch bezogen heißt das: Der Steuerzahler unterstützte in den vergangenen zehn Jahren jeden Liter Milch mit 57,3 Rappen – bevor er ihn als Konsument noch einmal kauft.

Die Subventionen sind das eine. Das andere ist, was daraus wird. Surft man auf die Website von Swissmilk, der Marketingabteilung des Schweizer Milchproduzentenverbandes (SMP), wähnt man sich in einem milchischen Volkserziehungsprogramm. Angefangen beim Ratgeber *Das erste Babyjahr*, der mit Milchbrei-Rezepten für eine frühe Laktosozialisation der Schweizer Kinder sorgt. Da gibt es aber auch fixfertige Arbeitsblätter für den Schulunterricht, Lehrmittel, Ideen für den milchreichen Kindergeburtstag, Kita-Rezepte, eine Zeitschrift und allerlei Werbekram, gratis oder käuflich zu erwerben, und als Herzstück quasi: die größte Online-Rezeptesammlung der Schweiz. Wer danach kocht, dem wird schnell klar: Nur eine milchhaltige Mahlzeit ist eine gute Mahlzeit.

Swissmilk betreibt aber auch Milchstände bei Open-Air-Konzerten, organisiert Pausenmilch-Aktionen und einen alljährlichen Tag der Milch. (Am 13. April ist es wieder so weit.) Die kontinuierliche Marktpräsenz sei wichtig, »um der mächtigen Konkurrenz von pflanzlichen Ersatzprodukten und ausländischen Lebensmitteln sowie den Angriffen von Milchkritikern die Stirn zu bieten«, heißt es im SMP-Geschäftsbericht 2017.

nahrungssektor tätig sind.

Warum also, Frau Bieler, ist es wichtig, täglich drei Portionen Milch zu sich zu nehmen? Stéphanie Bieler, Fachexpertin Ernährung bei der SGE, schreibt: »Milch- und Milchprodukte sind traditionelle Lebensmittel in der Schweiz und Bestandteil unserer Esskultur.« Überdies sei Milch reich an hochwertigem Protein, Calcium und enthalte weitere wertvolle Inhaltsstoffe. Aber, wendet die Expertin ein, es gehe auch ohne Milch: »Es ist durchaus möglich, sich ohne Milchprodukte bedarfsdeckend zu ernähren, sofern man ein gutes Ernährungswissen hat.«

Zurück zu Swissmilk, die den Marketingboden legt, im Fachjargon Gattungswerbung genannt, damit die nachgelagerten Konzerne, von Emmi bis Cremo, darauf ihre Markenprodukte bewerben können. Das Geld kommt zum einen aus einem staatlichen Subventionstopf namens »Absatzförderung«, für den im vergangenen Jahr allein zur Bewerbung von Milch, Käse und Butter 28,25 Millionen Franken zur Verfügung standen. Zum anderen bezahlen die Bauern für jeden Liter Milch, den sie auf den Markt geben, 0,725 Rappen an Swissmilk. Im Jahr 2017 kamen also bei 3.434.039.000 verarbeiteten Litern Milch sage und schreibe 24,9 Millionen Franken zusammen.

Mit diesem Geld wird auch die wichtigste Markenbotschafterin gepflegt: Lovely. Die schwarz-weiß gefleckte Holsteiner Kuh wirbt seit 26 Jahren auf Plakaten und in Filmen für Schweizer Milch. Neuerdings posiert sie nicht mehr vor weißem Grund und auch nicht mehr auf Skiern, sondern auf einer satten, grünen Wiese. »Sie ist einfach Kuh«, sagt Burkhardt. Die neue Kampagne wolle zeigen, »wie wichtig Tierwohl, Nachhaltigkeit und eine natürliche, graslandbasierte Milchproduktion in der Schweiz sind«, sagt Swissmilk-Sprecher Burkhardt.

Tierwohl, Nachhaltigkeit und Milch, die entsteht, wenn Kühe Lovely-like auf grünen Wiesen grasen: Genauso sieht die Milchproduktion aus, von der Andreas Bosshard träumt. Die Realität sei aber oft eine andere, sagt der Geschäftsführer des landwirtschaftlichen Thinktanks Vision Landwirtschaft. »Wir befinden uns in einem selbst verschuldeten und staatlich finanzierten Teufelskreis«, sagt Bosshard. Und das kam, vereinfacht gesagt, so: Als die Milchkontingente 2009 abgeschafft wurden, erhöhten die Milchbauern ihre Produktion rasch, es kam zu einer Überversorgung, und die Milchverarbeiter ließen die Preise fallen. Viele Bauern versuchten, die sinkenden Preise mit einer weiteren Produktionssteigerung wettzumachen. Also vergrößerten sie ihre Betrie-

be, bauten (zur Freude der Stallbau-Branche und der kreditgebenden Banken) riesige Ställe, stellten (zur Freude der Agrochemie) krankheitsanfällige Hochleistungskühe hinein, für die nun aber das Futter auf dem eigenen Feldern knapp wurde. Also kauften sie (zur Freude der Futterlieferanten) Soja und Getreide zu, vieles davon im Ausland. Und dies, obwohl es kaum ein Land auf der Welt gibt, in dem so viel Grasland zur Verfügung steht und der Clou der Milchproduktion just darin besteht, dass Kühe können, was außer ihnen nur Pferde, Schafe und Ziegen können: Gras in Milch verwandeln. Trotzdem wurden laut den Statistikern des Bauernverbands im Jahr 2017 401.200 Tonnen Kraftfutter an Kühe verfüttert. Hinzu dürften rund 100.000 Tonnen an ausländischem Heu kommen, schätzt Bosshard von Vision Landwirtschaft. Weit über 90 Prozent des Kraftfutters dürften in den Mägen von Milchkühen gelandet sind. Und das, weil sich Mutterkühe fast ausschließlich von Gras ernähren.

Der Agrarökologe Bosshard sagt: »Das ist vollkommen absurd.« Die Kuh sei sehr ineffizient bei der Verwertung von Kraftfutter und könne nur knapp zehn Prozent davon in Milchbestandteile umwandeln. »So werden in den Schweizer Milchställen Nahrungsmittel vernichtet, mit denen zwei Millionen Menschen ernährt werden könnten«, sagt er. Von diesem »Irrsinn« würden viele, aber nicht die Bauern und auch nicht die Umwelt profitieren.

Kraftfutter für Milchkühe ist nicht nur ineffizient, sondern auch aus Sicht des Marketings gefährlich. Das hat 2017 selbst der Bundesrat in seinem Bericht zum Milchmarkt erkannt. Durch den »zunehmenden Kraftfuttermittelverbrauch« werde einer der Mehrwerte verwässert, die den hohen Preis von hiesigen Milchprodukten rechtfertigten. Das gelte auch für den hohen Antibiotika-Einsatz und den vergleichsweise hohen Anteil von Anbindeställen in der Schweiz.

Andreas Bosshard ist überzeugt, dass es auch anders ginge. Ja, dass weniger mehr wäre. Die Studie »Weide statt Hochleistungsstrategie in der Schweizer Milchproduktion« zeigte 2016, dass sich die Stundenlöhne auf den Milchhöfen vergrößern würden, wenn statt auf Kraftfutter so viel wie möglich auf Weidehaltung gesetzt würde. Die Idee ist simpel: In den Ställen stünden weniger Kühe, die weniger Milch brächten, aber auch weniger fräßen. Ein durchschnittlicher Betrieb hätte laut Berechnungen von Vision Landwirtschaft dann noch 22 Kühe, würde pro Jahr aber 24.000 Franken mehr verdienen. Dass die Milchproduktion in der Schweiz dann zumal um 316.000 Tonnen oder acht Prozent abnehmen würde, wäre für Bosshard kein Problem. Im Gegenteil: »Es brächte Entspannung auf dem Milchmarkt. Profitieren würden die Landwirte und die Natur – statt die Industrie rundherum.«

Noch finden solche Ideen wenig Gehör im Milchland Schweiz. Genauso wenig wie eine tierproduktfreie Waldspielgruppe auf Verständnis stößt.

Aber der Fuchstreff Waldhünd bleibt vegan. Nicht, weil Sabina Hirt die Schweiz zum Veganismus bekehren möchte. Sie hat es einfach gern unkompliziert, möchte sich nicht darum kümmern müssen, Quark und Milch an heißen Sommertagen zu kühlen. Viel lieber will sie ein paar Kindern den Wald als Nahrungsquelle näherbringen. Und mit ihrer Spielgruppe einen Ort schaffen, der für alle offen ist: für muslimische, jüdische, vegane und laktointolerante Kinder – und deren Eltern. Und nein, sie selbst ernährt sich weder vegan noch vegetarisch. Ihre Kinder trinken vor dem Schlafengehen am liebsten ein Glas Milch mit Ovomaltine.

Milch